



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

Wieland, Seuffert und die Deutsche Kommission. Als die Berliner Akademie vor einigen Jahren einen eigenen Ausschuß bestellte, der sich besonders des deutschen Schrifttums annehmen sollte, fand sie überall einhellige Zustimmung. Und um wieviel mehr Grund haben wir Deutsche uns der Wirksamkeit dieser Körperschaft zu erfreuen als der französische Gelehrte, der in einer Fachzeitschrift die ersten Taten der „Deutschen Kommission“ aufs wärmste begrüßte. Eine Reihe erfolgreicher Unternehmen sind uns nun schon beschert worden: die „Deutschen Texte des Mittelalters“ machen uns ungedruckte oder schwer zugängliche Schriftwerke des deutschen Mittelalters bekannt; die einheitliche Inventarisierung der deutschen Handschriften wird die Masse der mittelalterlichen Produktion dem Forscher eröffnen und nutzbar machen. Ein „Rheinisches Wörterbuch“ wird vorbereitet, das Grimmsche Wörterbuch soll fortgeführt und vollendet werden, und für die systematische Erforschung der neuhochdeutschen Schriftsprache sind umfassende Vorbereitungen getroffen. Nach jahrelanger Vorarbeit hat die deutsche Kommission nun auch eine vollständige und kritische Gesamtausgabe der Schriften Wielands ins Werk gesetzt, die im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin erscheint.

Längst war der Mangel einer auch nur annähernd vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe von Wielands Werken nicht nur dem Forscher höchst empfindlich. Einzelne Arbeiten des Dichters waren seit Jahrzehnten nicht mehr aufgelegt, viele seiner Übersetzungen und fast alle seine Aufsätze überhaupt nicht wieder gedruckt worden. Sogar für einzelne Dichtungen war man auf die recht seltenen ersten Drucke oder auf

Grengboten II 1911

die kaum zureichenden Sammlungen durch Gruber oder Dünker angewiesen. Und trotz der gegenwärtig so starken Neigung für Neudrucke klassischer Werke gibt es heutigen Tages keine Ausgabe, in der man etwa den lustigen und wirksamen Don Sylvio von Rosalba lesen könnte, von manchem unterhaltlichen Epos oder Gedicht zu schweigen. So durfte das große Unternehmen der Berliner Akademie mit Recht allenthalben freudig begrüßt werden. Für ihr neues Werk hatte sich die deutsche Kommission zunächst „den vertrautesten Kenner Wielands“, Bernhard Seuffert in Graz, zugezogen, der in den Abhandlungen der Akademie 1904 bis 1909 seine „Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe“ veröffentlichte. Diese Arbeit „voll gelehrter Arbeit“ legt als eine Summe jahrzehntelanger Forschung das unentbehrliche Handwerkszeug zur künftigen Ausgabe vor. Unlesbar für den Unzünftigen versagt sie sich selbstlos, über die nötige Sammlung des Materials und über die Grundfesten hinaus das nun minder Schwierige und das Erfreulichere emporbauend vorweg zu nehmen. Seufferts Arbeit und ihre Früchte sind als Zwischenglied in der Geschichte der neuen Ausgabe nicht auszuschalten.

In dem wahrhaft umfassenden Plane ist die Anlage in drei Gruppen vorgesehen, die zusammen mindestens fünfzig Bände ergeben werden. Die erste Abteilung bringt die Werke im engeren Sinne, die zweite die Übersetzungen, die dritte, von Bernhard Seuffert selbst vorbereitet, die Briefe. Erik Schmidt hat das großzügige Werk mit einem frisch und glänzend geschriebenen Vorwort verheißungsvoll eröffnet. Bis jetzt liegen fünf ansehnliche Bände vor: drei der ersten Abteilung, „Poetische Jugendwerke“, herausgegeben von Fritz Homeyer, und zwei Bände der Übersetzungen „Shakespeares theatralische Werke“, von Ernst Stadler besorgt, Wielands

unendlich wichtige und für die Shakespeare-Übersetzung in Deutschland grundlegende Übertragung, die seit ihrem ersten Erscheinen vom Jahre 1762 ab nicht wieder gedruckt worden war.

Einige Bedenken, die wir hegen, seien freimütig festgestellt; sie sollen, vornehmlich offen ausgesprochen, die Freude an dem großzügigen Werk nicht dauernd verdunkeln. Aus buchhändlerischen Rücksichten, heißt es, ist man neuerdings von der Verteilung auf einzelne Bände abgetrennt, wie die „Prolegomena“ sie vorgesehen hatten. Das ist zu bedauern. Die Einteilung war feinsinnig berechnet und vermied klug und günstig manche Schwierigkeit, die sich aus der Rücksicht auf den Umfang der Bände, auf zeitliche Folge der einzelnen Schriften einerseits und das Zusammenhalten verwandter Gruppen andererseits notwendig ergibt. Nun hat uns die Änderung des ursprünglichen Planes statt der früheren schlanken und handlichen Bände die üblicheren und übleren dicken Bücher gebracht. Um die höhere Bogenzahl zu erreichen, sind auch sachliche Verschiebungen nötig geworden; so ist dem dritten Bande der poetischen Jugendwerke (zu 298 Seiten) die umfangreiche Abhandlung vom Noach (220 Seiten) als „Anhang“ beigegeben worden. In übermäßiger Sparsamkeit erscheint ferner der Raum so sehr ausgenutzt, daß man in den Werken nicht einmal große Dichtungen stets auf einer eigenen Seite anheben ließ, von kleineren Stücken wie den Vorberichten u. ä. ganz abgesehen. Darunter leidet die Übersichtlichkeit ziemlich erheblich. Die Würdigung der einzelnen Bände wollen wir zunächst versparen, um sie in sachlichen Gruppen vorzunehmen, sobald der kritische Apparat uns eine Beurteilung ermöglicht. Er soll die Lesarten, eine kurze Textgeschichte und knappe Anmerkungen bringen und wird erfreulicherweise in eigenen Heften oder Büchern ausgegeben. Bis heute ist noch kein Heft der Lesarten erschienen. Dieser Mangel wird nun allerdings durch den großen Vorteil aufgewogen, daß die Ausgabe durch die eifrige Bemühung Erich Schmidts überhaupt schon so weit gediehen ist; dies Verdienst kann kaum hoch genug angeschlagen werden. Erst jetzt wird, nicht nur dem Fernerstehenden, die unendliche Leistung Wielands

für unsere Literatur allmählich klar werden. Blieb doch seine Tätigkeit als Rezensent in den Erfurter Gelehrten Anzeigen oder als Herausgeber des Deutschen Merkur bislang überhaupt so gut wie völlig im Dunkel. Die wissenschaftliche Forschung wird allenthalben neuen Stoff und neue Anregung vorfinden. Eine Wieland-Biographie, die wir von Seuffert erhoffen, wäre freilich der schönsten dauernde Erfolg.

So wird die neue Ausgabe ihrer gesamten Anlage nach nicht minder als ihres wissenschaftlichen Wertes halber eines der hervorragendsten und kostbarsten Werke auf dem Gebiete der deutschen Literatur und ihrer Literaturgeschichte werden, für Wieland die erste und die einzige vollständige, die Ausgabe kurzweg, die jedermann künftig wird benutzen müssen, der sich ernsthaft um den klassischen Sänger der Grazien bemüht. P.

Naturwissenschaften

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
Im lieblichen Flor;
Da kam ein Bienehen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Füreinander sein.

Goethe

Das Studium der Wechselbeziehungen, in denen Blumen und Insekten zueinander stehen, hat durch Erfolge neuerer Forschung auf dem Gebiete der Blütenbiologie in mannigfaltiger Beziehung an Interesse gewonnen. In dem jüngst erschienenen Werke „**Blumen und Insekten, ihre Anpassung und ihre gegenseitige Abhängigkeit**“ (Leipzig, B. G. Teubner. Preis M. 6,60) führt Prof. D. v. Kirchner, ein auf diesem Gebiete bekannter Forscher, zunächst auch den Anfänger auf historischer Grundlage mit außerordentlicher Klarheit in die Befruchtungs- und Vererbungslehre der Blütenpflanzen ein und gibt dann die nötigen entomologischen Erläuterungen, die zum Verständnis des Körperbaus und der Gewohnheiten der Blumeninsekten erforderlich sind. Im Mittelpunkt der Kirchner'schen Untersuchung steht die Beantwortung der Frage, in welcher Weise die Bestäubung, die Übertragung von wirksamem Blütenstaub auf eine geschlechtsreife Narbe, vor sich geht. Die Ansicht der alten

Botaniker, daß die Autogamie die normale und ausreichende Bestäubungsweise der Zwitterblüten wäre, war schon durch das Knightsche Gesetz und später vor allem durch Darwin verworfen worden. Kirchner zeigt, wie höchst mannigfaltig sich die verschiedenen Arten der Blütenpflanzen nach neueren Erfahrungen gerade in der Ausbildung und Verwendung der beiden Bestäubungsformen, der Autogamie und der Allogamie, verhalten. Als Vermittler der Bestäubung kommen bei fast 80 Prozent der mitteleuropäischen Blütenpflanzen Insekten in Betracht. Augenfälligkeit und Düfte sind es, die für die Blumen die Bekanntschaft besorgen, dagegen kann erst die dargebotene Nahrung, der Nektar und der Pollen, die Tiere zu regelmäßigem Besuch und zur allmählichen Anpassung an die Blüteneinrichtungen veranlassen, wofür die Blumengäste dann dem wichtigen Vorgang der Bestäubung dienstbar gemacht werden. In der Tierklasse der Insekten kommen hauptsächlich Hautflügler, Schmetterlinge, Zweiflügler und Käfer in Betracht, die sich bald sehr stark, bald in weniger ausgeprägter Weise der Gewinnung von Blummahrung angepaßt haben. Große Vollkommenheit zeigen die Immen, deren intelligenteste Vertreter, die Bienen und Hummeln, hier einer näheren, sehr lehrreichen Betrachtung unterzogen werden. Die weitere Untersuchung der Anpassung von Blumen und Insekten aneinander führt auch Kirchner zur Aufstellung der schon von H. Müller umgrenzten Blumenklassen. Es lassen sich zunächst zwei große Hauptgruppen erkennen, deren erste diejenigen Blumenklassen umfaßt, bei denen besondere Anpassung an einen engeren Kreis von Besuchern noch nicht hervortritt und die Blumen den Insekten der verschiedensten Ordnungen zugänglich sind. Die zweite Hauptgruppe wird von Blumen gebildet, welche Anpassung an bestimmte, begrenzte Besucherkreise unter mehr oder weniger vollständigem Ausschluß anderer Insekten zeigen, also auf einer höheren Anpassungsstufe stehen. Aus dem gewaltigen Beobachtungsmaterial über die Bestäubungseinrichtungen der Blüten und die Arten, Ausrüstungen und Gewohnheiten der Besucher, das sich seit der Aufstellung der Darwinschen und H. Müllerschen Theoreme angesammelt hat, zieht Kirchner nur besonders typische und

interessante Einzelheiten zur näheren Betrachtung heran. Zahlreiche frühere Anschauungen werden nach dem veränderten Standpunkt des Wissens neu formuliert. Als gesichertes Ergebnis der blumenstatistischen Zusammenstellungen wird die Feststellung der überall herrschenden Harmonie zwischen Blumeneinrichtung und Blumenbesuchern, nicht nur im einzelnen, sondern auch zwischen Blumenklassen und Besucherlassen, hingestellt. Die Frage nach den Ursachen gegenseitiger Anpassung von Blumen und Insekten hat seit Beginn der Blumenforschung je nach dem Stande naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu verschiedenen Lösungsversuchen geführt. Wie alle Zweige der biologischen Wissenschaften, so wurde auch die Blütenökologie besonders im Zeichen der von Darwin begründeten Selektionslehre weiter entwickelt. Kirchner kommt zu der Ansicht, daß eine rein mechanische Erklärung für die Entstehung der gegenseitigen Anpassung von Blumen und Insekten, wie sie H. Müller mit großem Scharfsinn versucht hat, das Rätsel nicht zu lösen imstande ist, sondern daß in den Organismen selbst liegende Kräfte, mögen sie als „Verbollkommnungstrieb“, als „Empfinden eines Bedürfnisses“ und als „zweckmäßiges“ Reagieren darauf oder anders bezeichnet werden, mitwirkend in Tätigkeit treten. Die überall vorzügliche Verständlichkeit der Darstellung wird dem Werke auch in Laienkreisen zahlreiche Freunde erwerben. Die vielen und fast alle vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Abbildungen veranschaulichen die Ausführungen in sehr geschickter Weise. H. P.

Eine Frage, die schon manchem gewissenhaften Arzte schweres Kopfzerbrechen gemacht hat, ist die, wie weit ein ernstlich Kranker über die Natur seines Leidens und die Möglichkeiten des Verlaufes aufzuklären sei. Und sofern er nicht nur Krankheiten kennt, sondern Kranke, wird er oft auf die Gefahr hin, bei ungünstiger Wendung blamiert zu scheinen, es vorziehen, seine Besorgnisse größtenteils für sich zu behalten, nur um seinem Patienten Lebensmut und Hoffnung nicht zu rauben; denn diese beiden kennt er als seine mächtigsten Bundesgenossen. — Noch weit brennender wird diese Frage demjenigen auf die

Seele fallen müssen, der es unternimmt, weiten Kreisen Aufklärungen über Krankheiten in einem populären Buche zu geben, von dem er nicht weiß, in welche Hände es fallen wird.

Die Berliner Ärztin **Dr. Jenny Springer** hat ein solches Buch unter dem Titel „**Die Ärztin im Hause**“ erscheinen lassen. In Form und Inhalt lehnt es sich im ganzen an die bekannte „Hausärztin“ von Fischer-Dückelmann an, von der es sich jedoch durch weit eingehendere Behandlung eben desjenigen Teiles unterscheidet, der sich mit den Krankheiten beschäftigt. Ich meine, nicht zu seinem Vortheile!

Fischer-Dückelmann hat es mit seltenem ärztlichen Takte verstanden, in Form und Auswahl des Stoffes das Ziel im Auge zu behalten, daß ihr Buch nicht ärztliche Halbbildung verbreiten, sondern Kranke und Gesunde recht beraten soll. Bei dem Springerschen Buche aber hat mir auch eingehende Lektüre das Rätsel nicht lösen können, wer dieses Buch in diesem Umfange mit Nutzen lesen soll. Für den Arzt ist es zu populär gehalten, für den Laien zu eingehend. Auch setzt es sowohl in seinem Krankheitsteile als in den sonst recht guten Abbildungen vielfach mehr anatomische Kenntnisse voraus, als der diesem Zwecke gewidmete Artikel bringen kann — von dem übrigens auch zu wünschen bleibt, daß er mit mehr „Nichtigkeit“ geschrieben wäre: Eine Handwurzel soll sieben Knochen haben, der Kniegelenk eine Gelenkfläche am Schienbein entsprechen; und das sind nur Beispiele, die sich zu Dugenden zitieren ließen.

Daß in vielen Abschnitten viel Brauchbares gesagt wird und im ganzen ein sympathischer Charakter aus den Zeilen spricht, soll nicht geleugnet werden. Aber weniger wäre viel mehr gewesen, und namentlich wo wir ein so treffliches Werk haben, wie Fischer-Dückelmann, kann ich das von der Verfasserin so betonte „dringende Bedürfnis“ für diese neue Buch nicht anerkennen.

Dr. med. Worthmann-Schweidnitz

Sozialanthropologie

Der Zufall fügt es, daß uns einige Bücher zur Anzeige vorliegen, die bei aller Verschiedenheit ihrer speziellen Gedankenkreise dennoch durch ein geistiges Band miteinander

verbunden sind. In der Fülle und Eigenart des in jedem von ihnen verarbeiteten Materials spiegelt sich die Tiefe und Schwierigkeit der Fragen, die die menschliche Rasse in ihrer physischen und psychischen Beschaffenheit, in ihrer historischen Entwicklung und in ihrem gegenwärtigen Bestande dem menschlichen Scharffinn aufgibt.

Das „**Gobineaus Rassenwerk**“ gewidmete Buch von **Ludwig Schemann** (Stuttgart, Frommanns Verlag, 1910), dem verdienstvollen Gobineauforscher, enthält Aftenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des „Essai sur l'Inégalité des races humaines“ und Verbollständigungen der Gobineauschen Lehre aus seinen anderen Schriften. Schemanns Zweck ist in erster Linie, die über den Gobineauschen Essai, namentlich seine Entstehungsgeschichte und die von ihm ausgegangenen Wirkungen verbreiteten Legenden und Irrtümer zu zerstreuen und einen wirklichen Abschluß für dessen Beurteilung zu geben. Das Werk ist durchaus nicht etwa als Einführung in die Gedankenwelt Gobineaus, des Vaters der modernen Sozialanthropologie, gedacht, es setzt vielmehr die Bekanntschaft mit ihr voraus. In erster Reihe wird es die Fachkreise interessieren und dort die gebührende Würdigung finden. Der Laie wird aus ihm vielleicht mit einiger Überraschung ersehen, daß manche ihm geläufige Auffassung sich in Anlehnung an Gobineau entwickelt hat. Der Franzose Gobineau hat nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den germanischen Rassengedanken eingehend entwickelt und bis in seine letzten Folgerungen zielbewußt durchgeführt. Aber während er seine Theorie von der Kulturmission der germanischen Edelrasse und der Unabwendbarkeit ihrer Entartung infolge der Rassenmischung hauptsächlich historisch begründete, ahnte er nicht, daß seine Gedankenkreise sich mit denjenigen der Naturforscher, die die Entwicklungsgesetze des Menschengeschlechts studieren, schneiden würden. Er stand Darwin und dem Darwinismus ablehnend gegenüber. Hier liegt nun aber gerade der Ausgangspunkt für die Untersuchungen **Schallmayers** über Rassenhebung und Verhütung der Rassenentartung, die er in seinem preisgekrönten Werke „**Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen**

und politischen Bedeutung“ niedergelegt hat. (Zweite durchwegs ungearbeitete und vermehrte Auflage, Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1910.)

Schallmayer ist ein energischer Verfechter der Lehre Darwins. Er ist der Überzeugung, daß das Gesetz der Auslese nicht nur in der Entwicklungsgeschichte des Tier- und Pflanzenreichs wirksam ist, sondern daß auch die geistigen Güter, die Sprache, Religion, Sitte, Sittlichkeit und Rechtsordnung Ergebnisse einer Entwicklung sind, die vom auslesenden Daseinskampf angetrieben und gelenkt wird. Schallmayer legt, wie Gobineau, besonderes Gewicht auf die geistige und körperliche Massetüchtigkeit, auch er faßt die Gefahr der Entartung ins Auge. Eine genauere Untersuchung der Ursachen des Niedergangs von Staaten und Völkern tut aber, nach Schallmayer, dar, daß dieser nicht naturnotwendig ist, daß es also für Völker ein physiologisches Altern nicht gibt. Deshalb muß das letzte Ziel jeder staatlichen Politik die Sicherung der Existenz des Gemeinwesens und die Anpassung seiner Kräfte an die Erfordernisse der unablässigen Daseinskonkurrenz sein. Auf die Wahrung der organischen Erbgüter kommt es in erster Reihe an. Die Ursachengruppen, die in einem hochzivilisierten Staate zu einer Verschlechterung des Volkskörpers an leiblichen und geistigen Erbanlagen führen können, werden von Schallmayer auf Grund biologischer und soziologischer Forschungsergebnisse namhaft gemacht, und damit gelangt er auch, im Gegensatz zu Gobineau, zu Vorschlägen, wie dem Verfall hoher Kulturentwicklung zu steuern ist.

Die Wichtigkeit der hier behandelten Probleme auch für die weitere Entwicklung des Deutschtums haben uns den Wunsch eingegeben, unsere Leser mit ihnen näher bekannt zu machen. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, die in den beiden vorliegenden Werken zutage tretenden gegensätzlichen Anschauungen in einigen Grenzboten = Aufsätzen namhafter Fachgelehrter zum Ausdruck zu bringen.

An dieser Stelle sei noch kurz darauf hingewiesen, daß neuerdings eine von Dr. Otto Neurath und Dr. Anna Schapire = Neurath herrührende einwandfreie deutsche Übersetzung des berühmten Werkes **Francis Galtons**, des

kürzlich verstorbenen Begründers der eugenistischen Massentheorie „**Genie und Vererbung**“ (Hereditary Genius), erschienen ist. (Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1910.) Auch Galtons Forschungen beziehen sich auf die praktische Frage, ob es möglich sei, den Prozeß der natürlichen Auslese so zu leiten, daß eine vollkommene Form der Menschheit hervorgebracht würde. Galton war der erste, der die Vererbung der Anlagen statistisch behandelt hat. ***

Tagesfragen

Fraktur oder Antiqua? Bei den Reichstagsverhandlungen am 4. Mai über die Petition des Allgemeinen Vereins für Antischrift hat der Abg. D. Raumann eine Rede gehalten, die wir nach dem Bericht der Täglichen Rundschau hier zum Abdruck bringen, weil unsere Auffassung in dieser Frage mit der des Herrn Raumann völlig übereinstimmt. Zudem zeigen die glänzenden, formvollendeten Ausführungen den bekannten Parlamentarier wieder auf streng nationalem Boden und auf der Höhe seiner rednerischen Begabung, mit der er früher die nationale Jugend zu fesseln und mitzureißen verstanden hat.

Die Schriftktg.

Abg. D. Raumann (Fortfahr. Bgg.): Ich möchte auch bestätigen, daß es sich keineswegs um eine Parteiangelegenheit handelt, sondern um eine Sache, wo den einzelnen sein künstlerisches, wissenschaftliches und deutschsprachliches Empfinden den einen oder anderen Weg weist. In diesem Sinne unterscheide ich mich von meinem Parteigenossen Stengel, der sowohl als Referent wie als Privatmann in dieser Sache uns seine Meinung hier mitgeteilt hat. (Heiterkeit.) Ich möchte, daß der Antrag der Kommission nicht angenommen wird, weil mir scheint, daß wir dann etwas annehmen würden, was zwar eine gewisse Erleichterung für den Schulbetrieb und den internationalen Verkehr bedeuten würde, während psychologische und charakterologische Werte unseres Volkes in den Hintergrund treten. (Sehr richtig!) Nur zwölf Herren haben sich zwar draußen in die Liste mit deutschen Lettern eingeschrieben, das liegt aber daran, daß auch Leute, die im übrigen mit deutschen Buchstaben zu schreiben pflegen,

sich bei Unterschriften der Lateinschrift bedienen. (Sehr richtig!) Goethe hat, darin hat Herr Dr. Stresemann recht, gelegentlich die Antiqua gebraucht, wenn er etwas ganz langsam ausgefeilt niederschrieb. Aber das meiste von ihm, was aus Fluß und Guß herauskommt, ist in deutschen Lettern geschrieben. In dem Bericht der Kommission finde ich den Satz, daß die Erfolge unseres achtjährigen Volksschulunterrichts trotz all der aufgewandten Mühe geradezu kläglich sind. Der Bericht sagt: Wieviel besser würden wir unsere orthographischen Schwierigkeiten überwinden, wenn wir es nur mit einer Schreibweise zu tun hätten. Der Durchschnittstyp des Franzosen und Italiens schreibt aber nicht orthographischer, als der Deutsche in der gleichen Schrift. Die Lateinschrift verführt wegen ihres einfacheren Bildes aber auch zu weniger deutlichem Schreiben. Wie oft klagten unsere Kaufleute darüber, daß sie bei Briefen, die sie aus Frankreich bekommen, kaum wissen, was in diesen geschlungenen Zügen wirklich steht. In bezug auf Handwerks- und Handtätigkeit sind die Völker der komplizierten Schriften nicht die schlechtesten gewesen, denn Schreiben mit der Hand und Tüchtigkeit in der Arbeit haben einen gewissen inneren Zusammenhang. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß auch die deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht in Antiqua gedruckt werden. Was nun das Kunstgebiet anlangt, so meine ich: alle Nachahmer der vorhandenen bewährten, in ihrer Art vollendeten Renaissance der romanischen Völker werden wir nie als Deutsche auf dem Weltmarkte gewinnen, weil hier eine Stilübung und Verfeinerung vorliegt, die wir nur annähernd erreichen, nicht überbieten können. Wenn wir auf diesem Gebiete vorwärts wollen, und wir haben diesen Willen ja durch unseren Versuch in Brüssel an den Tag gelegt, so müssen wir den Versuch machen, unsere eigenen Elemente aus unserem Wesen herauszuholen. Wir müssen an diejenigen Elemente unsere Elemente anknüpfen, bei denen wir nicht in dem großen Kielwasser der Renaissanceformen schwimmen. In dieser Zeit, wo unsere gewerbliche Richtung sich von der Antiqua mit Bewußtsein abwendet, dürfen wir nicht gleichzeitig eine

Zuwendung an die Antiquaschrift machen. Die Antiqua ist für die englische Sprache in viel höherem Maße der richtige Ausdruck wegen der großen Quantität abgeschliffener romanischer Elemente, die in ihr enthalten sind. Das Bild unserer Sprache ist diejenige Schrift, in der wir sie bis jetzt hineintun, eine etwas spitzige und eckige, für die anderen harte und schwere, aber charakteristische und erzieherische Schrift. Auch Wilhelm Grimm hat sich der deutschen Schrift bedient. (Widerspruch.) Mag sein, daß er in einem Briefe sich auch einmal der Antiqua bedient hat, wie wir draußen in den Listen. Wenn Goethe seine Werke einmal in Antiqua hat drucken lassen, so sieht diese Ausgabe aber auch so weltfremd aus, daß Vater Goethe selbst sie sicher nicht weiter kaufen, sondern sich mit uns an die deutsche Sammelausgabe halten würde. Es ist auch bemerkenswert, daß im Buchdruckerarif die Antiquaschrift teurer bewertet wird als die deutsche Schrift, was wahrscheinlich nicht nur auf einem Gefühlsurteil beruht, sondern einem Arbeitsergebnis der Buchdrucker. Wenn sich mit der Antiqua sehr viel leichter arbeiten ließe, wie viele findige Unternehmer würden uns dann schon jeden Abend in Berlin auf der Friedrichstraße und Unter den Linden Zeitungen in Antiqua darbieten. Sie tun es nicht, weil sie als praktische Menschen sich sagen: die deutsche Sprache hat ihr eigenes Kleid, und das soll sie behalten. (Stürmischer Beifall.)

Nationale Gewerkschaften, nationale Arbeiterpartei. Unser ganzes Staatsleben steht im Zeichen der Arbeiterbewegung. Nichts würde verkehrter sein, als sie aufhalten zu wollen. Ein solcher Versuch würde nur zu einem großen Kladderadatsch führen. Was hätten wir auch davon! Im Gegenteil gilt es, die Bewegung zu fördern. Dazu ist es aber in erster Linie notwendig, daß wir sie aus den falschen Gleisen, in die die Sozialdemokratie sie geführt hat, befreien. Die Bewegung kann nur gedeihen, wenn die Gegensätze zwischen arm und reich überbrückt und nicht, wie die Sozialdemokratie es tut, vertieft werden. Es gilt, die Arbeiter, die dem sozialdemokratischen Wahn verfallen sind, von diesem Loszureißen und die, welche es

noch nicht sind, nicht erst von ihm gefangen nehmen zu lassen.

Jeder Stand will seine eigene Vertretung im politischen Leben haben. Das ist auch durchaus berechtigt, denn wenn ein Teil des Volkes keine Vertretung hat, so wird er stets zu kurz wegkommen, und das wird dem Staate, der Gesamtheit zum Vorteil nicht gereichen. Es ist also ein durchaus berechtigtes Streben, wenn auch die Arbeiter eine eigene Vertretung, in den Parlamenten besonders, erstreben. Ein kleiner Teil der Arbeiter Deutschlands hat ja nun schon eine Vertretung in der sozialdemokratischen Partei, aber es ist nur ein ganz verschwindend kleiner Teil. Es kann auch kein vernünftiger Mensch wünschen, daß der Teil größer werde. Selbst ein großer Teil der Arbeiter wünscht es nicht, da diese sogenannte Partei der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der tollsten Weise jede Selbständigkeit im Handeln und Denken unterdrückt, da sie Hoffnungen macht, die nicht zu erfüllen sind. Es gilt also im Interesse der Arbeiter ganz besonders, eine Arbeiterpartei zu schaffen, die auf dem Boden der Verfassung steht und ihren Zweck, den Arbeitern zu nützen, nicht durch wüstes Geheze, sondern durch friedliche, ernste Arbeit mit den anderen Parteien zusammen zu erreichen sucht. Wie aber eine solche Partei, eine nationale Arbeiterpartei schaffen? Wer hat die Sozialdemokratie geschaffen? Die freien Gewerkschaften. Wenn sie auch wirtschaftlicher Natur waren, so haben sie doch gleichzeitig die Arbeiter, indem sie sie wirtschaftlich einten, auch politisch geeint, und aus den Gewerkschaftsführern sind damit gleichzeitig auch politische Führer geworden. Einzig und allein auf dieselbe Weise kann auch nur die nationale Arbeiterpartei gegründet werden. Sie kann nicht aus Luft entstehen, sondern sie muß eine feste Grundlage haben, und das können nur nationale Gewerkschaften sein. Mit reichlichen Mitteln ausgestattet, müssen sie, ohne vom Arbeiter allzu hohe Beiträge einzuziehen, den Arbeitern für alle möglichen

Zwecke große Leistungen gewähren. Im Anfang werden sie, um gleich mit den freien Gewerkschaften in Konkurrenz treten zu können, Zuschüsse von Seiten der Besitzenden bedürfen. Je eher sie aufhören können, um so besser, denn dann sieht der Arbeiter bald, daß es sein eigenes, von keinem Arbeitgeber mehr der Unterstützung bedürftiges Unternehmen ist, und das gibt ihm ein größeres Vertrauen zu der Sache. Unter demselben Gesichtswinkel betrachtet ist es auch absolut notwendig, daß die Arbeiter die Leitung der nationalen Gewerkschaften selbst in die Hand nehmen. Die gelben Verbände sind ein warnendes Beispiel. Aus diesen nationalen Gewerkschaften wird dann ziemlich von selbst auch die nationale Arbeiterpartei hervorgehen. Je mehr sie wachsen, um so größer und einflußreicher wird auch die Partei werden. Mit der Zunahme der nationalen Gewerkschaften werden die freien an Mitgliederzahl verlieren, und mit dem Zunehmen der Partei wird die Stärke und der Einfluß der sozialdemokratischen Partei abnehmen.

Um das ganze Werk zustande zu bringen, ist eins vor allem notwendig: Einheit. Wir haben schon Hirsch-Dunkersche und christliche Gewerkschaften, vaterländische Arbeitervereine u. a. m. Warum haben sie alle den freien Gewerkschaften gegenüber auf wirtschaftlichem Gebiete geringe, auf politischem fast gar keine Bedeutung? Weil die Macht, die sie hätten, wenn sie alle eins wären, verzettelt ist. Kleinliche Parteigegensätze u. a. haben sie teilweise zu ärgsten Feinden gemacht, und die freien Gewerkschaften haben natürlich das Sagen. Weg mit allen den kleinen Gegensätzen, weg mit allen den verschiedenen Vereinen, hinein in eine riesige nationale Organisation! Nur so wird man zum Ziele kommen. Nur so wird durch eine riesige nationale Arbeiterorganisation die Grundlage für eine einflußreiche, die sozialdemokratische Partei vernichtende nationale Arbeiterpartei geschaffen.

Ulbrecht Graf zu Stolberg Wernigerode

